

Nr. 226. Bromberg, den 4. Oktober. 1934



(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Warum denn? Man muß den Dingen immer offen ins Auge sehen, dann sind sie halb so schlimm. Varescus Mädchenschiff ist gar nicht übel. Die Mädels, die nach Südamerika gebracht werden, sind lange nicht so gut daran. Bei mir verkehren wirklich feine Herren. Bruch läßt Varescu gar nicht an Bord. Zwei meiner Damen haben sich sogar sehr nett verheiratet. Die eine an einen vermögenden Türken. Die andere —"

Lilli hielt sich die Hände vor die Ohren.

Varescu neigte sich über sie und zog die Arme des Mädchens herab. Seine Augen funkelten.

Die Berührung war Lilli noch ekelhafter, als wie die Worte des Mannes.

„Hübsch artig und fügsam sein, Kleine", drohte der Mann. „Vielleicht behält Varescu das kleine, blonde Püppchen für sich."

Lilli Evers riß mit aller Kraft ihre Hände los.

„Geben Sie mich frei! Ich bin reich. Ich habe Schmuck —"

„Verzeihung, den haben wir Ihnen bereits abgenommen."

„Gut, aber ich habe Geld. Ich will soviel Geld kommen lassen, wie Sie wollen und es Ihnen geben."

„Und uns damit die Polizei auf den Hals hetzen. Nein, mein Liebling, Sie sind mir Geld genug."

„Die Polizei wird bald genug hinter Ihnen her sein. Mein Bräutigam wird die Behörden in Bewegung setzen. Man wird mich suchen."

„Ihrem Bräutigam habe ich in Ihrer reizenden Handschrift einen Abschiedsbrief geschrieben. Sie sind nach der Schweiz gefahren. Adresse unbekannt. Der wird Ihnen nicht nachlaufen. Und wenn er es tut sind wir schon weit weg."

Jetzt verlor Lilli den Rest von Fassung.

Sie brach in Tränen aus.

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Frau Varescu, alias Grit von Lingen, stand auf der Schwelle. Sie war in Hut und Mantel und warf Varescu einen mißtrauischen Blick zu.

Lilli beachtete Sie nicht.

„Hier bist du, Gregor?" sagte sie gedehnt. „Ich habe dich überall gesucht. Wir wollen an Land fahren. Bist du fertig? Oder gibt es — hm — hier noch etwas zu erledigen?"

„Ich komme gleich mit", war die mürrische Antwort.

„Alles in Ordnung mit dem Mädel?"

Frau Varescu machte eine wegwerfende Kopfbewegung nach Lilli hin.

„Sie weiß jetzt Bescheid. Alles andere können Lissy und Paul besorgen. Schicke Paul herein."

Der Nächste, der die Kabine betrat, war Paul Maschke.

Lilli stieß einen Überraschungsruf aus, als sie den Mann sah.

„Sie hier? Sie sind doch der Bräutigam von meiner Annie?"

„Gewesen", grinste Paule. „Ich habe nämlich schon eine Frau, und zwei Frauen erlaubt das Gesetz nicht. Leider. Sie werden meine holde Gattin gleich kennenlernen."

Damit ging Paul Maschke zum Kabinenfenster, schloß es zu und verwahrte den Sperrschlüssel in seiner Tasche.

„Damit Sie nicht ins blaue Meer huppen, Gnädigste. Das hat nämlich mal eine gemacht, und seitdem ist der Chef vorsichtig. So, nun schicke ich Ihnen meine liebe Gattin Lissy. Sie wird die Kammerjungfer bei Ihnen machen, wie es sich für eine verwöhnte Dame gehört. Und sie wird ein bißchen auf Sie aufpassen, während ich mit dem Chef an Land gehe."

Paul Maschke verschwand.

Kurz darauf schob er ein Weib über die Schwelle, das reichlich zwei Zentner wog und mindestens zwanzig Jahre älter war als Paul. Die Frau hatte schwarzes, krauses Haar, ein braunes Gesicht und einen bösen Mund.

„Sei nett zu der Dame, Lissy", grinste Paul. „Sie ist unser Goldstück."

Dann klappte die Tür zu.

Gleich darauf hörte man Schritte auf der Fallreepstreppe und Ruderschläge.

„Weg", murmelte die Frau. „Sie sind weg."

Sie stand noch an der Tür und hielt die Hände auf dem Rücken. Lilli sah sie mit nassen Augen an.

Sie empfand entsetzliche Furcht vor dem Weibe.

„Sie sind Pauls Frau?" fragte sie leise. „Er hatte sich doch mit meinem Dienstmädchen verlobt?"

Das Weib fuhr zusammen, als habe sie jemand mit einem glühenden Eisen berührt.

„Immer dasselbe", knirschte sie. „Immer andere Mädchen. Immer andere Frauen. In jedem Hafen Mädchen. In jeder Stadt Frauen. Und ich soll hier bleiben. Soll immer auf dem Schiff bleiben? Ich will nicht! Ich will ihm nach. Ziehen Sie sich aus!"

Der Befehl kam rasch und barsch.

„Nein!" schrie Lilli entsetzt und streckte die Arme abwehrend aus.

„Kleider herunter! Ausziehen! Sofort! Subito!"

„Ich will nicht!" kreischte Lilli, aber das Weib stürzte sich auf sie.

Sie hatte Riesenkräfte. Sie warf einen blauen, baumwollenen Schlafanzug, den sie auf dem Rücken verborgen gehalten hatte, auf das Bett, packte Lilli und zerrte ihr die Kleider vom Leibe.

„Mach schnell, du!" brummte sie wütend.

Dann warf sie Lilli den Pyjama ins Gesicht.

„Zieh das an, oder bleibe nackend, wie du magst. Ich will hinter Paul her."

Das eifersüchtige Weib nahm Lillis Kleider an sich und schmetterte die Kabinentür zu. Ein Riegel schnappte.

Lilli saß wie irr auf dem Bett, nur mit einem zerfetzten Hemd bekleidet. Am Kabinenfenster glitt ein Schatten vorüber. Sie schrak zusammen.

Konnte man hereinsehen?

Mit zitternden Händen zog sie den Schlafanzug an und kauerte sich in einen Winkel. In ihren Schläfen hämmerte es. Ihre Gedanken liefen wie Ameisen durch ihr Hirn. Sie konnte nicht mehr weinen, sondern versuchte zu denken.

An die Reise hatte sie gar keine Erinnerung.

Sie besann sich nur dunkel auf die Ankunft in Triest. Ein Wagen hatte sie am Bahnhof erwartet und zum Schiff gebracht. Ihr war sehr schlecht gewesen. Sie erinnerte sich auch, drei, vier andere Mädchen an Bord gesehen zu haben. Dann war die Nacht gekommen. Dumpf hatte sie Musik und Gelächter gehört. Irgend jemand war an ihr Bett getreten. Sie war sehr durstig gewesen und hatte um Wasser gebeten.

Sie hatte getrunken. Und dann geschlafen, geschlafen. Wie lange hatte sie geschlafen?

Lilli wußte es nicht.

Schließlich war sie erwacht.

Sie hatte sich ziemlich frisch gefühlt und die Kabine verlassen wollen. Aber die Tür war versperrt gewesen und sie hatte gerufen. Schließlich hatte sie geschrien und mit den Fäusten an die Kabinentür gehämmert. Dann war Varescu erschienen und hatte ihr über ihre entsetzliche Lage die Augen geöffnet.

Lilli sprang auf.

Ihre Tränen waren versiegt.

Sie hatte sich wie eine Närrin benommen.

Sie hatte Klaus gequält und geärgert. Wie sehr sehnte sie sich jetzt nach ihm! Klaus glaubte sie in der Schweiz und besaß einen Abschiedsbrief von ihr. Er würde sicher das Verlöbnis als gelöst betrachten. Vielleicht würde er Magda Scholl heiraten, während sie einem entsetzlichen Los entgegenging . . .

Nein, sie wollte sich wehren!

Sie wollte sich diesen Gaunern nicht ohne Widerstand ausliefern!

Sie wollte — —

Draußen wurde der Riegel zurückgeschoben. Die Tür öffnete sich einen Spalt breit. Lilli erstarrte. Welch ein Scheusal würde sie jetzt überfallen?

Wer da auch kam, sie wollte sich bis zum Äußersten verteidigen!

Ein rundes, nettes Mädchengesicht, von einem blonden Scheitel umrahmt, blickte in die Kabine. Ein zierlicher Körper, von einem grünen Kimono umhüllt, folgte. Dann wurde die Tür geschlossen, und Lilli ließ ihre Waffe sinken.

„Ich bin Ihre Kabinennachbarin", sagte die Fremde, „und wollte mich mal nach Ihnen umschauen. Alle sind fort. Bis auf die Matrosen und den Steuermann natürlich. Wie geht es Ihnen?"

Lilli preßte die Lippen zusammen und gab keine Antwort.

„Ich hörte Sie schreien. Dann Varescus Stimme. Schließlich weinten Sie", fuhr das Mädchen fort. „Sie haben so sehr geweint."

„Ich bin nicht freiwillig hier", sagte Lilli abweisend.

„Glauben Sie vielleicht ich?" lachte die Besucherin.

„Trotzdem sind Sie so vergnügt?"

„Dazu habe ich allen Grund, wie Sie gleich hören werden. Haben Sie Lust auszurücken?"

Jetzt gab Lilli ihre abweisende Haltung auf, stürzte auf das Mädchen zu und umklammerte es.

„Ja! Ja! Ja!" schrie sie. „Nur fort!"

„Sachte, sachte," wisperte die kleine Blonde. „Und nicht so laut. Es ist noch ein halbes Dutzend Mädels an Bord, und die sind nicht so aufs Ausrücken erpicht wie wir zwei. Die wissen genau, was hier gespielt wird, und wollen das Spiel gern mitmachen. Ich aber nicht und, wie ich an der Wand erlauscht habe, Sie auch nicht."

„Aber wie sind Sie dann hierher gekommen?"

„Man hat mich unter falschen Vorspiegelungen auf das Schiff gelockt. Ich saß in Venedig ohne Stellung. Ich bin Zimmermädchen, aber das Hotel, in dem ich arbeitete, schloß für die Wintermonate. Ich konnte nichts Neues finden, so sehr ich auch suchte, und mein Geld ging zu Ende. Da fiel ich einem Herrn Conti in die Hände. Er war so süß wie Sirup und engagierte mich für eine Dame als Zofe. Für eine angebliche Fürstin Baklanoff, die von Triest aus eine Mittelmeerreise antreten wollte. Na, ich habe nichts gegen Seereisen. Ich bin schon als Stewardeß gefahren. Ich ging also nach Triest und an Bord der „Santa Clara". Der erste Mensch, den ich an Bord sehe, ist ein Bekannter von mir. Glücklicherweise bin ich dem Josef nicht gleich um den Hals gefallen. Das hätte unseren ganzen schönen Fluchtplan vereitelt, nicht wahr?"

„Wer ist denn Ihr Bekannter?"

„Der Steuermann. Er stammt aus demselben istrischen Dörfchen wie ich. Als er mich erblickte, fiel er beinahe vor Schrecken um. Als wir dann heimlich ein paar Worte miteinander sprechen konnten, und er mir die Augen über das Mädchenschiff öffnete, fiel ich meinerseits um. Er will mich entwischen lassen, und ich werde Sie mitnehmen. Einverstanden?"

„Wie können Sie nur fragen, Fräulein — — "

„Wally Brandl heiße ich. Und wie heißen Sie?"

„Lilli Evers."

Wally Brandl ging auf Lilli zu und gab ihr einen Kuß. Lilli Evers küßte das Mädchen herzlich wieder.

„Können Sie schwimmen, Lilli?"

„Ausgezeichnet. Ich habe sogar zwei Preise bekommen."

„Das ist fein! Ich schwimme ebenfalls gut. Bei passender Gelegenheit werden wir über Bord gehen. Unglücksfall, verstehen Sie? Das muß so gedreht werden, damit mein Landsmann keine Scherereien mit seinem Chef bekommt und womöglich seine Stellung verliert. Der Josef hat nämlich daheim ein Weib und vier kleine Kinder, und heutzutage ist es schwer, sein Brot zu verdienen."

Lillis Mut sank.

Sie hatte sich vorgestellt, daß man sofort auf und davon gehen würde.

Wally sah, daß ihre Verbündete kleinlaut wurde und tröstete sie.

„Nur Mut! Der Josef wird schon dafür sorgen, daß wir bald davonkommen und — — jesses, Maria und alle Heiligen! Was ist das!?"

Ein heulendes Pfeifen durchschnitt die Luft.

Ein Stoß erschütterte das Schiff, daß es in allen seinen Teilen erbebte und sich auf die Seite legte.

Lilli wurde durch den heftigen Anprall zu Boden geschleudert.

Wally klammerte sich an den Tisch, der festgeschraubt war.

Die ganze Kabine schien sich auf den Kopf zu stellen. Dinge, die nicht befestigt waren, sausten durch den Raum und zerschellten klirrend. Es war, als ob die Hölle los sei.

In das Heulen des Windes und den donnernden Anprall der Wogen mischte sich Kreischen aus weiblichen Kehlen. An Deck erhob sich Lärm. Schwere Füße trampelten über die Planken; Winden, Taue, Ketten knirschten und klirrten. Heisere Kommandorufe erschollen.

„Was ist passiert?" keuchte Lilli und versuchte vergeblich, sich auf dem schwankenden Kabinenboden aufzurichten.

„Es ist die Bora!" schrie Wally, um sich in dem Getöse Gehör zu verschaffen.

Die Bora ist ein winterlicher Nordostwind, der mit unerhörter Gewalt von den julischen Alpen zur Adria hinabfegt. Er kommt urplötzlich und mit unbeschreiblicher Stärke auf, deckt Häuser ab, reißt Bäume um, wirbelt die Fensterläden auf die Straße und treibt die Menschen für die Zeit seines Wütens in die Häuser.

Schiffe, die im Hafen liegen, werden an Kaimauern und Molen zerdrückt wie Eierschalen. Ihre einzige Rettung ist, aus dem Hafen auf die See hinaus zu fliehen und vor den brüllenden Sturmstößen zu manövrieren. Küstennähe ist gefährlich, wenn die Bora rast.

Jetzt hörte man das klirrende Geräusch der eilig gekappten Ankerkette. Dann machte die Jacht einen Sprung wie ein wildes Roß, das sich vom Lasso reißt. Wally wurde vom Tisch fortgeschleudert und fiel ebenfalls zu Boden. Sie rutschte zu Lilli hin und umklammerte sie. Auf allen Vieren krochen die Mädchen zum Bett, dessen Eisenfüße in den Boden gerammt waren, und hielten sich dort fest.

(Fortsetzung folgt.)

Der grüne Hut.

Skizze von Annie Marquardt.

„Oh, Dieter, sieh dort", sagte Edith und blieb vor einem Schaufenster in der Hauptgeschäftsstraße stehen.

„Was denn?" fragte Dieter.

„Der Hut!" Sie zeigte auf das Schaufenster eines Herrenhutgeschäftes.

„Ganz nett", sagte Dieter in der Hoffnung, daß damit die Angelegenheit erledigt sei.

„Er würde dir ausgezeichnet stehen", beharrte Edith. Dieter betrachtete den Hut mit kritischen Blicken. Es war ein ziemlich dicker, etwas zu grüner Velourhut. Der Rand war groß und nach unten gebogen. Eine bunte Feder ragte hinten aus dem Band hervor. Dieter stellte fest, daß es ein schrecklicher Hut sei.

„Ich glaube nicht, daß er mir stehen würde."

„Aber natürlich. Ich kann dich schon ganz deutlich darin sehen."

„Wirklich? Nun, dann ist es dieses das erste und einzige Mal!"

„Dieter, geh' in den Laden und kaufe den Hut", bat Edith und zupfte ihn am Ärmel. Sie blickte ihn treuherzig flehend an. Eine Braut sollte einen Bräutigam nicht so versuchen. Dieter schluckte einige Male und ging dann gehorsam in den Laden und kaufte den Hut.

Später im Bureau setzte er den Hut auf in der Hoffnung, daß es schließlich doch nicht so schlimm sein würde. Aber als er in den Spiegel schaute, fand er, der Hut sei noch schlimmer als vorauszusehen war. Dieter riß den Hut schnell vom Kopf, damit sein Teilhaber und Max, der Bureaudiener, die beide jeden Augenblick kommen konnten, ihn nicht sehen sollten.

Dieter wunderte sich, warum eine Frau, die es verstand, sich selbst ausgezeichnet und elegant zu kleiden, einen solch' schlechten Geschmack für männliche Kleidungsstücke bewies; er nahm sich vor, wenn er erst verheiratet war, Edith zu Hause zu lassen, wenn er Kleidungsstücke für sich zu besorgen hatte.

Ärgerlich steckte er den Hut in die äußerste Ecke der Garderobe — er wollte ihn vergessen.

Edith dachte anders in dieser Beziehung. Sie nahm an dem Hut ein mütterliches Interesse und war entschlossen, ihn auf Dieters Haupt zu sehen. Und sie sagte ihm das mehr als einmal.

„Was, ich soll den Hut tragen?" fragte Dieter. „Ich möchte meinen schlimmsten Feind nicht darin sehen!"

Aber Edith war beharrlich. „Dieter, es ist doch ein so schöner Hut", widersprach sie. „Willst du etwa behaupten, er gefiele dir nicht?"

„Gefallen? — Nein, ich kann ihn nicht sehen", erklärte Dieter.

Das war zuviel für Edith. Wenn sie mit Dieter zusammen war, blickte sie nur noch vor sich hin und lächelte verloren. Dieter aber fluchte innerlich und nannte das Mädchen schrecklich unvernünftig. Der Streit wurde ernst.

Edith fragte, warum er das Stück überhaupt gekauft habe, wenn er es doch nicht tragen wolle.

„Ich wollte dir einen Gefallen erweisen."

„Ja, dann erweise mir auch den weiteren Gefallen und trage ihn!"

„Nein", erwiderte Dieter, „ich bin nicht so töricht, mich auslachen zu lassen."

Die Kluft wurde von Tag zu Tag größer. Keiner wollte nachgeben, und es schien nur noch eine Frage der Zeit, daß die Verlobung in die Brüche ginge. Sie sahen sich nur noch sehr selten.

Edith wurde Tag für Tag mißmutiger, und niemand mehr wagte, sie zu Hause anzusprechen. Dasselbe war mit Dieter der Fall. Sein Teilhaber sprach schon kaum mehr mit ihm, und ertappte ihn häufig, wie er Ediths Namen auf das Papier malte.

Und dann läutete eines Abends das Telephon in Dieters Wohnzimmer. „Wer ist dort?" fragte er ein wenig atemlos.

Und eine zitternde Stimme antwortete: „Oh Dieter!"

Wie war es nur möglich, daß Edith in diese beiden einfachen Worte eine ganze Welt voll Liebe, Erklärungen, Entschuldigungen sowie Vergebung und Bitte zugleich legen konnte? Und seine Antwort war eine einzige Liebkosung: „Liebling!"

„Oh Dieter, ich war so unglücklich — so töricht, und es tut mir leid . . ."

„Sprich nicht mehr davon, Liebling, es ist ja jetzt alles vorüber."

„Ja, ich weiß, und es war meine Schuld. Aber es war doch lieb von dir, daß du den Hut trugst, als du heute nachmittag mit dem Auto an unserem Haus vorüberfuhrst . . ."

„Was?"

„Und ich will diesen schrecklichen Hut nicht mehr sehen. Verbrenne ihn sofort, denn ich möchte nicht, daß du ihn noch einmal trägst. Ich habe mich geschämt, als ich dich damit heute nachmittag sah."

„Oh, du hast mich gesehen?" fragte Dieter heuchlerisch.

„Natürlich, und es war lieb von dir, mir entgegen zu kommen."

Dieter brummte ein wenig vor sich hin.

„Aber warum vertrödeln wir die Zeit am Telephon — komme doch sofort zu mir."

„Ich bin schon fort", sagte Dieter und legte den Hörer eilig nieder. Dann nahm er Hut und Handschuhe, legte aber beides wieder hin und rief im Bureau an.

„Max", brüllte er in den Apparat, „Sie können sich etwas wünschen, denn Sie haben mir unbewußt einen großen Gefallen erwiesen. Aber nächstens, mein Lieber, wenn Sie einen freien Nachmittag haben, dann leihen Sie sich gefälligst nicht wieder mein Auto und meinen Hut aus. — Das ist alles für heute abend. Gute Nacht!"

Es handelt sich um Minna . . .

Eine heitere Geschichte von Martin Ried.

Petermann sah von seinem Schreibtisch auf und nickte seiner eintretenden Frau lächelnd zu. „Nimm bitte Platz, Ingrid!" deutete er auf den Besucherstuhl. „Und um wieviel wird dein Haushaltsgeld in diesem Monat nicht ausreichen?" fragte er gutgelaunt. Frau Petermann übersah diese gute Laune. Weder lächelte sie, noch ging sie auf Petermanns Scherz über das möglicherweise verbrauchte Wirtschaftsgeld ein.

„Es handelt sich um Minna!" sagte Frau Petermann statt dessen und setzte sich, wie zu einer sehr ernsten und peinlichen Verhandlung auf den Stuhl neben dem Schreibtisch ihres Gatten.

„Also nicht Sorgen mit dem Wirtschaftsgeld, sondern Personalfragen!" entgegnete Petermann. „Fehlen silberne Löffel, oder futtert der Schornsteinfeger die besten Teile unseres Bratens, steigt allnächtlich jemand ein, oder was gibt es sonst?" Petermann lehnte sich in seinem Sessel zurück und entzündete seine Pfeife neu.

„Wir müssen Minna entlassen!" Sagte Frau Petermann schlicht, nicht sehr laut, aber außerordentlich bestimmt.

Petermann sah sie groß an. „Ich habe Minna", sagte er, plötzlich ganz ohne den Versuch, seine scherzhafte Art beizubehalten, „ich habe dieses Mädchen wirklich bisher für sehr ordentlich und gut gehalten. Was ist denn vorgefallen, Liebes?"

Frau Petermann zögerte mit der Antwort, sie ordnete die kleinen Schleifen an ihren Ärmeln und neigte ihr Gesicht dabei sehr ernst zu Boden. „Es ist Verschiedenes vorgefallen", begann sie.

„Ich muß selbst sagen, daß ich mit ihrer Arbeit immer sehr zufrieden war, sie stand immer bereit, sie war willig, man kann ihr das ja auch im Zeugnis bestätigen, aber . . ." Frau Petermann verstummte.

„Nun erzähle mir nur!" ermunterte Petermann.

„Nun, um es rund heraus zu sagen . . . Es kamen doch immer Briefe aus ihrer Heimat. Minna deutete mir auch an, daß sie von einem Schmiedegesellen kommen, dem sie so gewissermaßen versprochen ist. Ich habe mich erkundigt, es ist ein ordentlicher Mensch, um den es einem leid tun kann."

„Warum soll uns der Schmied leid tun,"

„Minna hintergeht ihn, mit dem Handlungsgehilfen drüben aus der Drogerie!" sagte Frau Petermann hart und mit gerunzelter Stirn. — „Sieh an, die Minna!" lächelte Petermann, aber er erschrak gleich, als er das etwas leichtfertig gesagt hatte. „Das ist natürlich unerhört!" fügte er schnell und sehr unwillig hinzu.

Frau Petermann war durchaus derselben Ansicht. „Es fiel mir schon lange auf, daß sie dauernd über die Straße dorthin läuft. Jede Gelegenheit, aus der Küche zu entwischen, nimmt sie wahr. Noch vor einer Stunde rief ich aus dem Schlafzimmer zu ihr in die Küche hinunter, sie möchte mir sagen, wie spät es ist, die Schlafzimmeruhr war nämlich stehen geblieben. Sie machte eine Ausflucht, die Küchenuhr ginge wohl auch falsch! Und weg war sie, um drunten an der Straßenecke nach der Normaluhr zu sehen. Ich war ja nun gewarnt! Ich ging an das Fenster und sah, daß sie natürlich nicht zur Normaluhr, sondern zu diesem Laffen da lief. Ich kann den Kerl nicht leiden."

„Geht sie denn auch abends hin, treffen sich die beiden an ihren freien Nachmittagen?" erwachte in Petermann das kriminalistische Blut.

„Das kann ich natürlich nicht sagen, sicherlich aber wird es so sein. Und da das natürlich nicht so weiter geht .... Denke nur mal an, ihre Eltern und ihr Verlobter kommen eines Tages an und machen dir und mir Vorhaltungen, wir hätten besser auf sie achtgeben sollen ..."

„Nein, das geht nicht!" sah auch Herr Petermann ein. „Rufe das Mädchen, ich werde klare Bahn schaffen!" Frau Petermann ging. Sie war sehr zufrieden damit daß ihr Mann den Rest dieser peinlichen Geschichte allein ausmachen wollte.

„Mein Mann will Sie mal dringend sprechen, klopfen Sie an und gehen Sie hinein, Minna!" damit war diese Sache für Frau Petermann erledigt.

Minna betrat Herrn Petermanns Arbeitszimmer mit dem beunruhigenden Gefühl, daß eine dringende Unterredung mit dem Hausherren vermutlich für sie selbst nur unangenehm ausgehen könnte. Sie blieb an der Tür stehen. Petermann drehte sich nach ihr um. Vielleicht hatte er vor, ihr gleich zu sagen, daß sie entlassen sei. Aber da läutete das Telephon.

Petermann drehte sich wieder zum Schreibtisch und nahm den Hörer ab. „Petermann!" sagte er in die Sprechmuschel hinein. Man hörte eine Stimme am anderen Ende des Drahtes. „Nein, im Augenblick habe ich keine Zeit!" sagte Herr Petermann zu dieser Stimme. Die Stimme sprach weiter. „Nein, es geht wirklich heute nicht! Vielleicht morgen, ich werde wieder anrufen!" sagte Petermann. Aber die ferne Stimme gab sich mit dieser Abfertigung nicht zufrieden. Sie nahm einen bittenden Klang an ... „Wenn es sich um eine kurze Unterredung handelt ..." lenkte Petermann unter dem Eindruck dieses bittenden Tonfalles ein. „Vielleicht in einer Stunde, oder warten Sie mal, die Uhr ist jetzt ... O ... Donnerwetter, meine Armbanduhr steht, haben Sie vielleicht ... auch nicht?"

Petermann, den Hörer am Ohr, wandte sich zu Minna um. Eigentlich hatte er ihr ja schon sagen wollen, daß sie entlassen sei. Aber zunächst fragte er jetzt einmal nach der Uhrzeit. „Minna, wieviel ist die Uhr?" Minna erschrak. Petermann sah, daß sie zusammenzuckte. Petermann wußte sich das nicht zu erklären. Er war auch zu ungeduldig, lange nach einer Erklärung zu suchen. „Frau, was ist die Uhr?" schrie er durch die Wand des Arbeitszimmers. — „Zehn Minuten vor vier!" antwortete die Stimme seiner Frau.

„Also um halb fünf in meinem Bureau ... jawohl, bitte sehr!" erledigte Petermann den Telephonanruf. Er wandte sich wieder zu Minna.

Und plötzlich weinte Minna. „Ach, Herr Petermann", weinte sie, „ich weiß ja, was Sie mit mir besprechen wollen. Sie meinen, weil ich doch **die Uhr nicht kenne!** Ich habe es ja nicht sagen wollen, aber wenn Sie böse sind, will ich es doch eingestehen. Aber ist das wirklich schlimm, Herr Petermann?! Ich kann doch auch weiter drüben in die Drogerie zu dem dammlichen Poussierstengel gehen, dem eingebildeten, der mir immer sagt, wie spät es ist. Oder muß ich zum Ersten gehen?"

„Davon kann natürlich keine Rede sein, wo Sie ein so ordentliches und tüchtiges Mädchen sind, Minna! Ich habe Sie nur rufen lassen, um Ihnen beizubringen, wie man eine Uhr liest." Damit nahm Petermann seine Armbanduhr vom Handgelenk, stellte sie, zog die Feder auf, ging auf Minna zu und räusperte sich dabei, um mit einem kurzen Vortrag über die Einteilung des Zifferblattes zu beginnen.



Der kluge Schäferhund.

Der Richter verurteilt die drei Angeklagten zu Gefängnisstrafen und streichelte wohlwollend den Kopf des Detektives, der erfreut mit dem Schwanze wedelte. Es war nämlich ein Schäferhund in dem serbischen Orte Subotitza. Das Tier gehörte dem Schafhirten Josip Horvat. Als Mann und Hund bei ihrer Herde weilten, wurden sie urplötzlich von drei maskierten Männern überfallen, die den Hirten niederschlugen und die Herde davon führten. Die Verbrecher dachten nicht daran, auch den vierbeinigen Hüter der Schafe unschädlich zu machen. Der raste in die nächste Stadt und suchte die Aufmerksamkeit eines Polizisten zu erregen. Der Mann verstand das Tier nicht und verjagte es. Aber der Hund ließ sich nicht irre machen. Er holte den blutbefleckten Hut seines Herrn und legte ihn dem Schutzmann zwischen die Füße. Nun begriff der Beamte. Er folgte dem wackeren Tiere, und es führte ihn zu dem schwerverwundeten Hirten. Die Hilfe kam noch rechtzeitig genug, um Josip Horvat zu retten. Und dann führte der Hund noch eine Polizeistreife über eine weite Strecke Landes. Nun erwischte man die drei Übeltäter und brachte sie vor den Richter. Die Verbrecher wagten nicht zu leugnen. Das gestohlene Gut konnte zum größten Teile sichergestellt werden.

Berlins größte Einbrecherorganisation ausgehoben.

In Verfolg einer mehrmonatigen umfangreichen Aktion hat die Berliner Kriminalpolizei jetzt einen neuen ganz großen Schlag gegen die Verbrecherwelt der Reichshauptstadt zum Abschluß gebracht. Mit diesem Erfolg wurde endgültig einer weitverzweigten Einbrecherorganisation das Handwerk gelegt, die in den Analen der Berliner Kriminalgeschichte bisher ohne Beispiel dasteht und die in ihrem Aufbau nur mit den organisierten amerikanischen Berufsverbrecherbanden verglichen werden kann. Nach 12 wöchigen ununterbrochenen Ermittlungsarbeiten konnten nach und nach über 60 Einbrecher und Hehler, darunter mehrere Frauen, festgenommen werden, denen bis heute etwa 130 zum Teil bis in das Jahr 1932 zurückliegende Geschäftseinbrüche aller Art und etwa 180 Wohnungseinbrüche in Groß-Berlin einwandfrei nachgewiesen wurden. Darüber hinaus aber kommen auf das Konto der meist schon erheblich vorbestraften Banditen, die durchschnittlich 20—30 Jahre alt sind, noch etwa 200 weitere, kurz vor der Aufklärung stehende Wohnungseinbrüche. Trotz ihrer Jugend haben es einige von ihnen nach eigenem Geständnis fertiggebracht, an über 100, in einem Fall sogar an mehr als 200 Einbrüchen beteiligt zu sein. Wenn man bedenkt, daß bei fast jedem Einbruch Beute im Durchschnitt von 1000—4000 Mark gemacht worden ist, so kann man sich eine Vorstellung machen, welche Vermögenswerte der Volksgemeinschaft durch diese Schädlinge verloren gingen. Jetzt konnte Diebesbeute im Werte von rund 20 000 Mark wieder herbeigeschafft werden.



Immer Nobel.

„Bitte sehr, Herr Doktor", sagt Johann und reicht dem Herrn Hut und Stock.

„Danke. Können Sie mir zufällig drei Mark borgen?"

„Gewiß, Herr Doktor."

„Gut, gut, behalten Sie sie, sie sind für Sie bestimmt."

Das Kindermädchen.

„O Gott, gnädige Frau, Fritzchen ist mir heute im Park weggelaufen!"

„Um Himmelswillen, warum haben Sie denn nicht mit einem Schutzmann gesprochen?"

„Das tat ich ja, und da passierte es!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.